

STUDI GERMANICI



Istituto Italiano di
STUDI GERMANICI

22 | 2022

STUDI GERMANICI

Istituto Italiano di Studi Germanici – Roma

Comitato scientifico:

Martin Baumeister
Piero Boitani
Angelo Bolaffi
Gabriella Catalano
Markus Engelhardt
Christian Fandrych
Jón Karl Helgason
Robert E. Norton
Gianluca Paolucci
Hans Rainer Sepp
Claus Zittel

Direzione editoriale:

Marco Battaglia
Irene Bragantini
Marcella Costa
Francesco Fiorentino

Direttore responsabile:

Luca Crescenzi

Direttore editoriale:

Maurizio Pirro

Redazione:

Luisa Giannandrea

L'Osservatorio Critico della Germanistica è a cura di Maurizio Pirro

Progetto grafico:

Pringo Group (Pringo.it)

Autorizzazione del Tribunale di Roma n. 162/2000 del 6 aprile 2000
Periodico Semestrale

Studi Germanici è una rivista peer-reviewed di fascia A - ISSN 0039-2952

© Copyright Istituto Italiano di Studi Germanici
Via Calandrelli, 25 00153 Roma

Indice

Saggi

- 9 Hölderlins und Novalis' philosophische Anfänge (1795)
Manfred Frank
- 47 Das übertreibende Tier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie des Affen
Stefano Franchini
- 71 Großstadtlyrik in Nachkriegszeiten. Heinrich Bölls Köln-Trilogie und andere Gedichte
Fabian Lampart
- 93 *Die Stimme hinter dem Vorhang* di Gottfried Benn e *Die Box* di Günter Grass. Lo stile tardo e il *gap* tra generazioni
Elena Agazzi
- 111 Die Altersfrucht des Frühreifen. Albert von Schirndings *Jugend gestern*
Vittorio Höslé
- 127 Lexikalische Strategien der antihegemonialen Identitätsbildung in der populistisch-verschwörungstheoretischen Rhetorik der Alternative für Deutschland (AfD)
Vincenzo Gannuscio

Ricerche

- 149 Sulle tracce di Arthur Schopenhauer a Weimar. Il giovane filosofo e la biblioteca ducale
Francesca Fabbri
- 169 Sui primordi della ricezione italiana di Stefan George. Il carteggio fra Robert Boehringher e Leone Traverso (1935-1939)
Maurizio Pirro
- 221 Kritisches Feedback bei internationalen Videokonferenzen in der DaF-Lehrendenbildung
Sabine Hoffmann

243 Osservatorio critico della germanistica

337 Abstracts

341 Hanno collaborato

Die Altersfrucht des Frühreifen. Albert von Schirndings *Jugend, gestern*

Vittorio Höfle

Für meinen zeitlich versetzten Nachbarn
aus der Regensburger Kumpfmühlerstraße,
in später Freundschaft.

Albert von Schirnding gehört nicht zu den international bekannten Figuren der deutschen Gegenwartsliteratur. Keines seiner Bücher ist bisher in eine Fremdsprache übersetzt worden, und wer im Worldcat die Verbreitung seiner Werke in den wichtigsten Bibliotheken nachschlägt, findet, dass seine Editionen – von Lessing und Thomas Mann –, seine Übersetzungen aus dem Griechischen – von Hesiod, Sappho, Platon und Lukian – und seine literaturkritischen Essays seine eigenen literarischen Schriften deutlich schlagen. Gewiss, Ehrungen blieben nicht aus: Er erhielt mehrere Literaturpreise, wurde Ordentliches Mitglied der Bayerischen Akademie der Schönen Künste ebenso wie der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur, und einige seiner Gedichte wurden vertont. Aber außerhalb Bayerns, wo er fast sein ganzes Leben verbrachte, ist er vermutlich nur Kennern geläufig.

Das ist deswegen überraschend, weil der junge Schirnding, der 1935 in Regensburg geboren wurde, sehr früh literarisch hervortrat – schon 1951 begann er Gedichte zu publizieren, und 1956 erschien, auf Empfehlung Georg Brittings, der ebenfalls Regensburger war, bei Hanser seine erste Gedichtsammlung *Falterzug*, die durchweg auf positive Resonanz stieß. Schon 1958 folgte im selben Verlag ein zweiter Band. Er hatte nicht den gleichen Erfolg wie der erste, und wenn auch bei kleineren Verlagen noch weitere Lyrikbände folgten, begriff Schirnding bald, dass er besser daran täte, große Lyrik der Vergangenheit herauszugeben – so edierte er 2005 Ludwig Reiners' klassische Gedichtsammlung *Der ewige Brunnen* neu und tauschte dabei etwa ein Viertel der Gedichte aus. Dies alles geschah neben seiner

Arbeit als Gymnasiallehrer, zuerst in Weiden und Ingolstadt, dann von 1965 bis 1998 am Ludwigsgymnasium in München. Studiert hatte er Klassische Philologie und Germanistik in Tübingen und München. In den Semesterferien arbeitete er mehrmals als Sekretär Ernst Jüngers in seinem Haus in Wilflingen. Sicher nicht nur wegen seiner Frühreife, sondern auch aufgrund seiner Herkunft – beide Eltern entstammten altem Adel, ja, der Vater war der Chef der Thurn-und Taxis'schen Gesamtverwaltung – hatte er schon in seinen frühen Zwanzigern persönliche Kontakte zu einer Fülle bedeutender Intellektueller, zumal Dichter und Musiker. Allein schon deswegen sind die autobiographischen Prosatexte, die er seit 1987 zu veröffentlichen begann, sehr informativ – sie sind eine wichtige Quelle zum Kulturleben der frühen Bundesrepublik. Eines dieser Bücher, *Alphabet meines Lebens* (2000), behandelt das eigene Leben nach alphabetisch geordneten Stichworten von «Abstammung» bis «Zuletzt».

Aber diese Bücher sind oft mehr als geisteshistorisch nützliche Memoiren. Das gilt zumal für das, was ich als sein Hauptwerk ansehe, *Jugend, gestern. Jahre – Tage – Stunden*, das 2015 bei C.H. Beck in München erschien, und zwar mit einem vorzüglichen Nachwort von Rainald Goetz, der als Gymnasiast Schirndings Schüler gewesen war. Dieses Werk des Achtzigjährigen, scheint mir, ist das, was von ihm literarisch übrigbleiben wird, und ich wünsche mir, dass es breiter und tiefer rezipiert wird, möglichst auch außerhalb Deutschlands. Denn es ist nicht nur ein Zeitdokument, in dem man u.a. Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann, Werner Bergengruen, Günter Eich, Hans Egon Holthusen, den beiden Brüdern Jünger, Carl Orff, Walter Friedrich Otto, José Ortega y Gasset, Bernhard Paumgartner, Ina Seidel, Friedrich Sieburg begegnet, manchmal mit eindrucksvoller Charakterisierung der Person. Es ist auch keineswegs nur die autobiographische Darstellung der Jugend einer ungewöhnlich begabten und menschlich außerordentlich liebenswerten Person. Das Buch ist auch literarisch kunstvoll aufgebaut, wie noch kaum anerkannt worden ist. Im Folgenden will ich versuchen zu erklären, warum dieses Werk sorgfältige Leser verdient.

Das Werk nimmt einerseits einen schwebenden Zwischenzustand zwischen dokumentarischer und fiktionaler Autobiographie ein. Von den zehn Kapiteln sind die ersten acht, bei aller literarischen Überformung, eher dokumentarischer Natur, doch das neunte *Rückkehr. Eine biographische Phantasie* kündigt sich ausdrücklich als «Phantasie» an, und man bräuchte den Untertitel gar nicht, um schon bald zu merken, dass es sich um pure Fiktion handelt – um eine fiktive Geschichte freilich, die Wahres aussagt über die Natur der Fiktionalität. Der letzte Text, *Der Schatz*, wird zwar nicht als Fiktion ausgegeben, aber

spätestens im letzten Absatz, wenn der Erzähler von «japanischen oder kalifornischen Hotelbetten» spricht, in denen er schläft (166)¹, weiß der Leser, daß auch diese Geschichte nicht wörtlich zu nehmen ist – auch wenn der Autor vielleicht anderswo wirklich einen Schatz besitzt. Die beiden letzten Geschichten sind die einzigen, in denen der Ich-Erzähler von einem Kind spricht (Dominik heißt er in der «Phantasie», im letzten Stück bleibt das Kind ungenannt). Er ist also inzwischen erwachsen, ja, Vater geworden – ganz wie der Autor, der fast sechzigjährig war, als sein einziges Kind, Askan, geboren wurde.

Andererseits ist das Buch als autobiographischer Text deswegen ungewöhnlich, weil der mit Abstand längste, fast die Hälfte des Buches einnehmende Text, der sechste, *Stundenbuch der Jugend* (71-138), nicht eine späte Reflexion darstellt, sondern Tagebuchaufzeichnungen des jungen Studenten bietet – zu deren Anfang ist er noch nicht zwanzig, die letzten beziehen sich auf das Bestehen der Ersten Staatsprüfung. Mündlich versicherte mir der Autor, er habe nur ausgewählt, aber wenig an dem damaligen Text geändert oder ergänzt. Dieser gewährt also einen authentischen, nicht durch Erinnerungsarbeit vermittelten Zugang zur Jugend von gestern.

Die Vermengung der Zeitebenen erinnert an Goethes *Italienische Reise*, doch ist es eine der Eigenarten des Buches Schirndings, dass die Texte des Zwanzigjährigen Erlebtes mit allgemeinen Reflexionen mischen, denen ungeachtet aller aphoristischen Brillanz immer wieder etwas Altkluges anhaftet. Die witzige und spritzige biographische Phantasie, übrigens ebenfalls in Tagebuchform, scheint auf den ersten Blick eher von einem Jugendlichen zu stammen als die feierlichen Sentenzen des *Stundenbuchs*. Aber in Wahrheit ist es umgekehrt – der Autor bedurfte eines langen Reifungsprozesses, vielleicht sogar der Vaterschaft, um eine Leichtigkeit zu gewinnen, die dem Knaben versagt war.

Fokus des Textes ist also, wie in den meisten Autobiographien, die Jugend – die spätere Zeit erscheint nur in literarischer Verfremdung. Doch der Titel *Jugend, gestern* deutet darauf hin, dass es eine längst vergangene Jugend ist, die er beschreibt, ja, dass Jungsein damals etwas Anderes bedeutete als heute. Da zur Jugend die Erwartung gehört, ist die elegische Erinnerung an weit zurückliegende Erwartungen ein wesentlicher Teil des Buches. Mit J.M.E. McTaggart kann man sagen, dass Titel und Untertitel des Buches sich auf die A- und B-Serie der Zeitlichkeit beziehen – «gestern» ist ein indexikalischer Ausdruck, gibt also nur Sinn, wenn man den Zeitpunkt berücksichtigt, in dem

¹ Von nun an verweise ich auf Zitate aus Albert von Schirnding, *Jugend, gestern. Jahre – Tage – Stunden*, C.H. Beck, München 2015 unter Angabe der entsprechenden Seitenzahl in runden Klammern.

die Äußerung erfolgte; Jahre, Tage und Stunde dagegen abstrahieren von dem eigenen Standpunkt und objektivieren die Zeit. Schirnding gelingt diese Objektivierung, indem er Eigenarten der unmittelbaren Nachkriegszeit, auch unabhängig von seiner persönlichen Perspektive, scharf in den Blick bekommt. Er braucht nicht in den Speicher seines Schlosses hinaufzusteigen, um Erinnerungen zu verifizieren – «ich verlasse mich auf den Speicher in mir» (30).

Der erste Text, *Türspalt*, greift auf das wilhelminische Deutschland zurück, auf die Schulzeit des eigenen Vaters Otto Karl von Schirnding (1892-1979) am Weiderner Humanistischen Gymnasium, an dem der Sohn später selber unterrichten sollte. Warum dieser Rückgriff? Einerseits spielt Herkunft bei einem Aristokraten eine wichtige Rolle, und Weiden ist nicht weit weg von Schirnding an der Grenze zu Tschechien, nach dem das Adelsgeschlecht benannt ist. Andererseits ist die Pointe der Geschichte eine doppelte: Der Vater erscheint erstens als lebensstüchtiger, kameradschaftlicher Naturbursche, der sich für genealogische Sachverhalte nicht im Mindesten interessiert und mit 15 Jahren aus dem Gymnasium flieht, weil er einen unerlaubten Wirtshausbesuch absolviert hat. Er blieb als einziger durch den Türspalt sichtbar, als der Pedell vergeblich in das Zimmer einzudringen suchte, und weigerte sich, die Namen der gymnasialen Zechgenossen preiszugeben. Aber dieser Zufall ist zweitens der letzte Grund der Existenz des Erzählers: Denn nur weil Otto Karl nun nach Regensburg ins Gymnasium wechseln muss, lernt er bei einem Hofball Marie Victoire geb. Verri della Bosia kennen, die zur Mutter des Autors wurde. Schirnding wird durch die Geschichte zu einem Kontingenzbewusstsein angeregt, dem Wissen um die «Kette von Geschehnissen, Entscheidungen, Konstellationen, deren höchst vorläufiges Ende das eigene Ich bildet». Wäre der Winkel jener Türöffnung, die gleichsam den Eintrittspunkt der Zukunft symbolisiert, anders ausgefallen, «schon wäre es für alle Zeit um mich geschehen gewesen» (10).

Das zweite Kapitel, *Jahrhundertssommer*, spielt vierzig Jahre später, also 1947, hauptsächlich auf Schloss Harmating in Oberbayern, das die Mutter geerbt hat, wohin schon während des Krieges die Familie aus Regensburg evakuiert wurde und wo auch jetzt noch der Autor lebt. Der Zwölfjährige liebt Beethoven, «dessen Nachfolge ich demnächst antreten würde» (12; vgl. 144), sowie gleichzeitig Karl May, den drei Jahre später Knut Hamsun verdrängen wird – die Kombination des Komponisten mit dem Jugendschriftsteller ist eine der vielen Ironisierungen des Kindes durch den Erzähler, so wie später des Jugendlichen, der sich nachts im Keller durch Rezitation von Schillermonologen auf den inzwischen anvisierten Schauspielerberuf vorbereitet (31). Der Held

ist sich seiner Andersartigkeit gegenüber den Schulkameraden bewusst, die teils mit seiner musischen Begabung, teils mit seinem Adel zu tun hat, und zwar schmerzlich bewusst. Als ein blonder Klassenkamerad, Peter, sich das Knie aufschürft, verletzt sich der Held mit dem Griffel den Arm – teils aus Solidarität mit dem weinenden Jungen, teils weil er wissen will, ob auch das eigene Blut rot ist. Das ist es in der Tat, und so ist das Märchen vom blauen Blut erledigt, Gott sei gedankt, denn «ich wollte um alles in der Welt nicht anders sein als Peter Schindler» (14). Ausführlich und mit liebevoller Ironie schildert Schirnding die Wertvorstellungen des Adels, dem er durch seine Abstammung angehört, allerdings nur einer unteren Stufe. Die Enkel des Fürsten Albert von Thurn und Taxis reden nicht nur einander in dritter Person an, sondern ebenso die Kinder des Chefs der Verwaltung bei der Ostereiersuche im großen Regensburger Schloßpark. Doch unter erwachsenen Aristokraten gleichen Geschlechts duzt man sich sofort; man braucht sich auch vor einem Besuch nicht anmelden zu lassen (17, 96). Von Anfang an wird ihm von der Mutter bedeutet, dass für ihn (den einzigen Sohn neben vier Töchtern) nur eine standesgemäße Heirat in Frage kommt. Er spricht von «Gedächtnisriesen» «in der – gottlob fernerer – Verwandtschaft», die alle Ururgroßmütter der im Gothaischen Genealogischen Taschenbuch Aufgelisteten abrufen konnten (16). Schirndings bewusst klassizistischer, anti-moderner Stil (das längste Lob der Mutter erfolgt in einer latinisierenden Periode, die eine ganze Seite lang ist, 55 f.) sollte nicht darüber hinwegtäuschen, dass er dieser versunkenen Welt nicht nur jetzt nicht nachtrauert, sondern ihr schon als Kind misstraute. «Wir fanden das alles reichlich blöd. Der Krieg kam uns zu Hilfe [...], das Blut, das in unermeßlichen Strömen in Russland und anderswo vergossen wurde, hatte immer und überall dieselbe Farbe» (18).

Und doch schildert Schirnding manche der adligen Verwandten mit aufrichtiger Achtung, den Cousin seiner Mutter Richard von Kühlmann z.B. nicht so sehr deswegen, weil er Außenminister des Deutschen Reiches 1917/1918 gewesen war, sondern weil er nach dem 20. Juli 1944 von der Gestapo verhaftet wurde: «Daß die Verbrecher ihn eingesperrt hatten, machte ihn mir noch lieber als der Eintrag im Konversationslexikon» (21). Mit großer Gastfreundschaft nimmt die Mutter bei Kriegsende die flüchtigen Verwandten in ihrem Schloss auf, aber nicht nur diese – auch ein armes junges Mädchen nach einem Selbstmordversuch und die Gesellschafterin einer kurz vor Kriegsende verstorbenen Baronin (26 f., 56 f.). Auch als sich anlässlich des Scheiterns der 'Freiheitsaktion Bayern' Ende April 1945 herausstellt, dass die Dame eine Nazisse ist, darf sie bleiben – aber die Mutter würdigt sie keines Wortes mehr. Man mag diese devoten katholischen Adligen

etwas lächerlich finden, an der Opposition der meisten von ihnen gegen den Nationalsozialismus ist kein Zweifel². Sie sind dankbar, in der amerikanischen und nicht in der sowjetischen Besatzungszone zu leben. Sicher spricht die Mutter herablassend über die Amerikaner als nette und harmlose Burschen, doch für den Sohn sind sie eher Götter.

Dessen Andersartigkeit hat auch damit zu tun, dass ihm die Männlichkeit abgeht, die den meisten Frauen zusagt. Als er elf ist, sagt ihm ein Mädchen mit blonden Zöpfen: «Ach, du bist doch gar kein richtiger Junge» (39). Der Erzähler, der die Erfahrung des Verachtetwerdens früh machen muss, erklärt sich deswegen keineswegs zum Transgender, denn er sei sich einig gewesen mit seiner Geschlechtszugehörigkeit, auch wenn er gespürt habe, dass er kanonischen Rollenerwartungen nicht gerecht werde: «Keine Bäume gefällt, kein Wild erlegt, kein Pferd müde geritten» (41). Von homoerotischer Orientierung ist nirgends explizite die Rede, aber wie bei Thomas Mann, schon in der Jugend seinem Lieblingsautor (108, 118), schwingt das Thema immer wieder dezent mit.

Nach der sozialen und politischen Situation und der Großfamiliendynamik zoomt der Erzähler im dritten Kapitel *Auge und Ohr* auf das Elternpaar. Sie stellen sehr unterschiedliche Menschentypen dar, den Augen- und den Ohrenmenschen. Vermutlich spielen im Hintergrund Goethes Verse aus den *Zahmen Xenien* 6 eine Rolle: «Vom Vater hab ich die Statur, / Des Lebens ernstes Führen, / Von Mütterchen die Frohnatur / Und Lust zu fabulieren». Doch während Goethe eine Synthese beider Eltern zu sein beansprucht, weiß sich Schirnding ganz auf Seite der Mutter. Er preist den Augenmenschen Ernst Jünger wegen der Noblesse, mit der er ihn, den Ohrenmenschen, gelten ließ (der trotz seiner Nähe zu seinem 'Chef' nie dessen Kriegsbücher las, weil ihm das Genre nicht lag). Zu Schirndings Begriff des Ohrenmenschen gehören keineswegs nur die Musikalität, sondern auch die Ausrichtung auf die Vergangenheit statt auf die Zukunft, Empfänglichkeit und damit Weiblichkeit – anders als beim schauenden, zu-

² In der Hervorhebung der unbedingten Ablehnung des Nationalsozialismus durch große Teile der deutschen Katholiken kommt das Buch überein mit der Autobiographie Johannes Hösles (1929-2017) *Vor aller Zeit* (C.H. Beck, München 2000). Dieser schildert eine ganz andere Klasse, das oberschwäbische Kleinbürgertum, aber in der auch nach dem eigenen Glaubensverlust von Sympathie getragenen Darstellung der weitgehenden katholischen Unverführbarkeit durch den Totalitarismus liegt ein wichtiger Berührungspunkt mit Schirndings Ansatz. Der Fortsetzungsband, *Und was wird jetzt?* (C.H. Beck, München 2002), thematisiert, wenn auch mit Verspätung, ähnliche intellektuelle Erfahrungen wie diejenigen Schirndings, bezeichnenderweise ebenfalls an der Universität Tübingen. Die Ähnlichkeiten trotz aller Klassenunterschiede zeigen, dass die beiden Autobiographien Zeittypisches erfassen. Hösles zwei Bände und ein dritter, *Gli anni milanesi*, sind auch auf Italienisch erschienen.

kunftsorientierten, aktiven und männlichen Widerpart, bei dem die Hand dem Auge folgt. Der Ohrenmensch sei dem Heiligen Sebastian vergleichbar, den man sich nicht als Opfer vorstellen solle: «Er genießt die Anziehungskraft, das Zielscheibenhafte seiner Halbwüchsigkeit. [...] Die Pfeile fallen ab, die Wunden bleiben, die Wunden vernarben, das Gift kreist im Blut» (50). «Ich verfluche die Zeit, die Wunden heilt», lesen wir später (75). Auch wenn die hochmusikalische Mutter sich als Ohrenmensch dem Vater unterwarf und sich statt auf ihre Violine nun auf ihre Familienpflichten konzentrierte, blieb sie «selbst ein Musikinstrument, reich- und reintönend wie eine Silbermannorgel» (55). War es eine glückliche Ehe? Im *Stundenbuch* reflektiert der Student: «Die Ehe meiner Eltern ist fast ausschließlich auf die Zukunft ihrer Kinder abgestimmt, auf ihr künftiges Glück. Das ist so, fiel mir bisher aber nie auf, weil ich es für selbstverständlich hielt» (101). Trotz der emotionalen und geistigen Nähe zur Mutter bedarf der Sohn jedoch unbedingt des Vaters. Bewegend wird erzählt, wie der Neunjährige 1944 drei Stunden auf die Ankunft des Vaters wartet, der mit dem Fahrrad den langen Weg von Regensburg nach Harmating zurücklegen muss (19 f.), und, noch früher, wie das Kind den schlichten Zaubertick des Vaters immer wieder «nochmal» wiederholt haben will (44).

Pubertät damals beschreibt das Erwachen der Sexualität in einem Pubertierenden, und zwar in dritter Person. Der Junge heißt Ludwig, hat aber so viele Ähnlichkeiten mit dem Helden der Icherzählung, der sonst nirgends mit Namen genannt wird, dass man den Eindruck nicht los wird, es handle sich dabei um dessen Namen. Warum heißt er nicht Albert und, ganz besonders, warum der Wechsel in die dritte Person? Um anzudeuten, dass die Heterosexualität Ludwigs von der Orientierung des sonstigen Helden abweicht? Neben der Erfahrung von Erektion, Pollution, Stimmbruch (der manchmal längere Zeit mit zwei Stimmen einhergeht) und Tanzstunde ist die Entdeckung zentral, wieviel an der Welt durch Sexualität bestimmt ist. «Hatte das Volkslied ihn nicht längst auf die Spur gestoßen, das ihn aufforderte, zu sagen, wer das Männlein im Walde sei mit seinem purpurnen Mäntelchen?» (63). Gleichzeitig hat Ludwig nicht die geringste Eile mit sexuellen Erfahrungen. «Bis zum ersten Mal war der Weg noch beruhigend weit» (65).

Auf die hormonellen Aufwallungen folgt mit *Stundenplan 1950* ein Einblick in das damalige Curriculum. Es beginnt mit der Religion, in der man leicht eine Eins bekommen konnte, wenn man sich klar machte, Nietzschelesen sei ebenso eine Sünde wie Selbstbefriedigung und Rauchen. Trotzdem erfahren wir später, der Erzähler habe schon mit vierzehn mit der verbotenen Nietzschelektüre begonnen (151). In der Biologie war von Fortpflanzung nicht die Rede, aber wenn man in

der Pause die Blütenkerze der Kastanie berührte, waren die «Finger [...] für den Rest des Vormittags klebrig» (67). Offenbar wird damit suggeriert, dass es sich bei den Schülern auch ohne Unterweisung der Lehrer herumgesprochen hatte, dass auch Pflanzen Sexualität kennen – ja, sogar ein funktionales Äquivalent zum «Wonnekleister», von dem im vorangehenden Kapitel die Rede war. Von der Mathematik heißt es, mit ihren abstrakten Identitätsaussagen sei die im Werden begriffene Identität der Jugendlichen bedenkenlos gefüttert worden, und sechs Jahre Englischunterricht – durch einen Lehrer, der nie in England gewesen war und nichts von Shakespeare und Keats zu wissen schien – hätten den letzten Funken der Liebe zur englischen Literatur vertilgt.

Damit sind wir zum Hauptteil, dem *Stundenbuch der Jugend*, vorgestoßen und hören den Dichter als jungen Mann selber sprechen. Wie schon gesagt, verbinden sich in diesem Kapitel Erlebnisse, u.a. in zahlreichen Träumen, mit Aphorismen. Das deutet auf einen Wesenszug Schirndings, der erklärt, warum er kein Romancier geworden ist: Er hält es nicht lange beim Konkreten aus, sondern erhebt sich immer wieder zum Abstrakten. Manche seiner Aphorismen sind herausragend, und man ist beeindruckt, wie jung er war, als er sie formulierte. Man denke an «Wiederkehr hat Augen, Wiederholung ist blind» (76), «Entdecken ist leichter als Wiederfinden» (86), «Jemanden lieben heißt auch seine Unnahbarkeit lieben» (125), «Gegenstände gemeinsamer Verehrung sind im Grunde die einzigen Gesprächsgegenstände» (127), «Das eigentlich Schlimme der Depression: daß die Vorstellung, sie überwunden zu haben, reizlos ist» (137). Der junge Sekretär zeigt sie Ernst Jünger, der sie ihm mit der Bemerkung zurückgibt, «die Gefahr dieser literarischen Ausdrucksweise sei der ridiküle Beigeschmack, wenn der Nagel nicht mit völliger Sicherheit auf den Kopf getroffen werde» (80). Das ist nicht gerade ermutigend, doch zum zwanzigsten Geburtstag schenkt ihm der Schriftsteller u.a. ein Wachstuchheft «Zum Notieren von Gedanken und Maximen». In Klammern fügt das beglückte Geburtstagskind hinzu: «Also muß er die Aphorismen, die ich ihm neulich gab, doch nicht für ganz mißglückt halten» (84). Das sind sie in der Tat nicht. Manchmal hat man Lust, mit Gegenaphorismen auf sie zu reagieren – zu «Lernen ist schön, Wissen langweilig» (77) will man ausrufen: «Aber nur das Lernen des schon viel Wissenden hat Tiefgang». Gelegentlich sind die Antworten schon gegeben worden. Bei der weisen Maxime «Den Schulmeister im Liebenden bekämpfen» (76) möchte man ergänzen «Und auch den Liebenden im Schulmeister», denn später wird der Erzähler der Phantasie sein Verhältnis zu seiner Klasse als «Liebesverhältnis» bezeichnen (151). Man denkt an den großen katholischen

Aphoristiker Nicolás Gómez Dávila, der in den *Notas* schreibt: «Todo pedagogo es un pederasta vergonzante»³.

Gleichzeitig ist sich der junge Tagebuchverfasser dessen bewusst, dass er vieles Alterstypische übersprungen hat – das Biertrinken lernt er erst mit 23 Jahren (135), und «es gibt Dinge, die nie wieder gut-zumachen sind, wenn man sie vor seinem zwanzigsten Lebensjahr versäumt» (144). Statt mit Biertrinken hat der Jugendliche sich nur mit Hochkultur abgegeben, etwa bei Jünger den Eckermann gespielt (80). Das ist nicht nur ein Segen: «Zu viele unreife Früchte pflückte ich mir vom Baum der Zeit» (83). Adalbert Stifters Abgründigkeit sei ihm als Teenager völlig entgangen (99). Er erlebt alles gleichsam aus zweiter Hand; zumindest muss er selbst etwas schon benannt haben, bevor er es direkt erfahren kann (106). Eher aus dem Munde eines Greises könnte der 1956 niedergeschriebene Satz stammen: «Nach Benns Tod ist mir zumute, als ob ich nichts mehr zu verlieren hätte» (107). Das wunderbare Wort «Lebenslampenfieber» (131) kommt zwar bei ihm vor, aber die Sache selbst scheint er nicht aus eigener Erfahrung zu kennen. Spürt er, dass seine großenwahnsinnigen Kommilitonen, deren einer Maria Stuart vor Schiller, Nietzsche vor Wagner und Hugo Wolf vor «so elenden Zeitgenossen wie Brahms» retten will (99), ihre Vorhaben nicht umsetzen werden können und dass Epigonalität das Schicksal der bundesrepublikanischen Literatur sein wird?

Freilich vermag nicht erst der Erzähler, sondern schon der zwanzigjährige Student, trotz aller Schwermut (die ja nur möglich ist, wenn man sich selbst ernst nimmt), sich selbst zu ironisieren. Als Theodor Heuss Ernst Jünger besucht, darf der junge Sekretär vorne neben dem Fahrer sitzen, während sich der Bundespräsident und der Schriftsteller hinten über Käfer unterhalten und nicht ausreichend auf die Spalier stehenden Bürger reagieren. «Also hebe ich in gemessenen Abständen die Hand und lächle huldvoll» (98). Ob der junge Sekretär sich schon beim Akt des Handhebens oder erst beim Tagebucheintrag seiner eigenen Lächerlichkeit bewußt wurde, vermag ich nicht zu entscheiden – auf keinen Fall musste er dafür auf den Erzähler sechzig Jahre später warten. Deswegen wallt schon dem jungen Mann die Sympathie des Lesers, wenigstens dieses hier schreibenden Lesers, entgegen.

Wer Schirndings noch späteres Buch *Galerie der guten Geister*⁴ liest, ist vom irenischen Geist des Werkes angetan – auch bei fragwürdigen Figuren wird nur das Positive hervorgehoben. Das Tagebuch des

3 Nicolás Gómez Dávila, *Notas*, Villegas Editores, Bogotá 2003, S. 428.

4 C.H. Beck, München 2020.

jungen Mannes strotzt dagegen vor scharfen Urteilen, die oft genug treffen. Zu Marguerite Yourcenars Roman *Mémoires d'Hadrien* heißt es, seine Lektüre sei «nicht weniger peinlich, als mit einer schönen, aber frigiden Frau zu schlafen» (121). Beim Erfolgs-Germanisten Wolfgang Kayser diagnostiziert er dagegen «todesferne, also falsche Quicklebendigkeit» sowie «routinierte kupplerische Geschäftigkeit»: «Als Eunuchen müssen diese Typen keinerlei Folgen ihrer Wollust fürchten. Wo keine Zeugungskraft ist, kann auch keine Scham sein» (126). Am heftigsten, und aufgrund meiner eigenen, allerdings viel späteren Begegnungen mit ihm, übertrieben, sind die Attacken gegen den jungen Tübinger Klassischen Philologen (und späteren Ordinarius für Allgemeine Rhetorik) Walter Jens. Teils ist die Antipathie gegen Jens rein subjektiv begründet: Seine Hofmannsthalvorlesung sei brillant, doch warum ärgere sie ihn so furchtbar? «Ist es die Tatsache, daß ein Älterer, Überlegener, Etablierter meinen Dichter dazu benutzt, geistreiche Sätze von sich zu geben?» (87). Doch mit einem Freund besucht Schirnding den Professor, der «wie Knallkörper» unzählige Namen herausschleudert (89), mindestens zweimal zu Hause. «Das Zentrum dieses Mannes ist ein unersättliches Vakuum, das die halbverdaute Geisteskost schnellstmöglich von sich gibt, um sie einer 'Gemeinde' vorzusetzen. [...] Das Verletzungsbedürfnis, die Verletzungslust sind überhaupt das eigentliche Charakteristikum dieser Menschensorte» (90).

Ein wichtiger Teil des Erwachsenwerdens ist die Ablösung vom Katholizismus der Kindheit. Diese erfolgt allerdings nicht traumatisch, sondern gleitend und ohne Schuldgefühle: «Angst um meinen Glauben an die göttliche Ordnung der Welt. Am beunruhigendsten die Gewißheit, daß ich mir vorstellen kann, auch ohne diesen Glauben ganz gut auszukommen» (89). Zu den Sakramenten geht er weiterhin, allerdings wie «zur Tränke ohne Durst» (106), also nur habituell. Allerdings ist er «noch [...] nicht» in der Lage, auf den Unsterblichkeitsglauben zu verzichten. Ihn aufzugeben sei «ein Luxus, den sich nur wenige leisten können» (101). Denn dieser Glaube ergänze das Geschichtsbewusstsein: «Wo beides fehlt: eine um Vergangenheit und Zukunft amputierte Gegenwart». Was Schirnding noch am Christentum festhält, ist die christliche Kunst: «Bachs Musik ist ein Beweis für die Wahrheit des Christentums» (130). Dabei kennt er die Faszination der griechischen Götter, aber weder will er das eine gegen das andere ausspielen, noch hält er eine Synthese für denkbar, nur «ein fortwährendes Hin und Her».

Schon im Gymnasium hatte Schirnding einen Lateinlehrer, der an die griechischen Götter glaubte (12), und dem Tübinger Gräzis-

ten Walter Friedrich Otto, mit dem er sich u.a. über Knabenliebe unterhält (92), sagte man nach, er wolle die antike Religion wiederbeleben – 1963 erschien postum ein Buch von ihm mit dem Titel *Die Wirklichkeit der Götter. Von der Unzerstörbarkeit der griechischen Weltsicht*⁵. Auch der junge Schirnding kann sich anfangs vorstellen, «daß ich an die griechischen Götter glauben lerne» (105), bekennt aber später, Ottos Haltung sei ihm fremd geworden (130). Gleichzeitig macht Schirnding sehr deutlich, warum ihm die Gegenrichtung zu Otto, die positivistische Klassische Philologie, nicht nur fremd, sondern geradezu zuwider ist. «Mein altphilologisches Studium lehrt mich, es zu verachten. Meine Liebe zielt auf das unverstellte Wort: den Vers der Sappho, Platons Sokrates. Aber man nährt meinen Hunger mit Konjekturen, Kommentaren, Interpretationen» (75). Selbst der größte deutsche Gräzist der vorletzten Jahrhundertwende, Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff, sei ein beschränkter Geist (90): «unsägliche Öde und Gestelztheit des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Der tödliche Irrtum des Historismus: daß es sinnvoll sei, eine Vergangenheit um ihrer selbst willen zu erforschen, das Ich an diese Beschäftigung zu veräußern. Wissenschaft als Götzendienst, als planmäßiger Selbstmord» (102). Nicht mehr Lernen von, sondern Lernen über ist in der Tat die Änderung des intentionalen Strahles, die den modernen Historismus konstituiert und gegen die Schirnding rebelliert. Deswegen denkt er, trotz väterlichen Druckes (137), überhaupt nicht an eine Dissertation, sondern will Gymnasiallehrer werden, vermutlich weil er erkennt, dass den Heranwachsenden noch nicht wie an der Universität jene Sinnbedürfnisse ausgetrieben worden sind, die die antiken Texte zu stillen vermögen. Eine Schülertheateraufführung von Shakespeares *Sturm* überzeugt ihn: «Nie wußte ich genauer, daß nirgends anderswo mein Ort ist» (120; vgl. 144, 151).

Die zwei nächsten Kapitel leiten über zum Erreichen des *oikeios topos* des Autors und Erzählers, der Schullaufbahn. *Ein früher Gott* ist eine Schilderung der frühen Liebe zum lyrischen Werk Josef Weinhebers, aus dem er bei einer von den Eltern organisierten Einladung zu seinem siebzehnten Geburtstag 1952 die eigenen Lieblingsgedichte rezitiert, vermutlich ohne zu wissen oder wenigstens ohne wissen zu wollen, wie sehr der Dichter in den Nationalsozialismus verstrickt war. «Es war alles geliehen, Faltenwurf von Gewändern, die aus der Garderobe eines Schmierentheaters stammten, Falschmünzerei in größtem Stil» (141). Und die Ernüchterung hinsichtlich Weinhebers bereitet den *Abschied vom Genieverdacht* vor – so der Titel

5 Rowohlt, Reinbek b.H. 1963.

des letzten nicht-fiktionalen Kapitels. Zwar erinnert ihn seine erste Schulstelle im Provinzort Weiden anfangs an Tomi am Schwarzen Meer, «auch wenn mein Genieverdacht [...] nicht ganz ausreichte, mich mit Ovid zu identifizieren» (143). Aber der Fall folgt auf dem Fuß, und zwar mit der Publikation des zweiten Lyrikbandes, noch mit den nunmehr als anachronistisch empfundenen Reimen, *Blüte und Verhängnis*. Dessen Titel erweist sich als unfreiwillig prophetisch. «Was ein Versprechen zu sein schien, wird zur Jugendsünde, und der zu früh errungene Lorbeerkranz macht sich als Dornenkrone bemerkbar» (146). Schirnding beeilt sich, hinzuzufügen, in seinem Falle sei das maßlos übertrieben formuliert, und in der Tat hat die Redimensionierung der eigenen Existenz, wie in der zweiten Fassung von Gottfried Kellers *Grünem Heinrich*, etwas Versöhnliches. Schirnding lehnt die ehrenvolle Anfrage der Bayerischen Akademie der Schönen Künste ab, sich für ein halbes Jahr von der Schule beurlauben zu lassen und als Stipendiat der Villa Massimo nach Rom zu gehen (er wird noch reichlich Gelegenheit haben, diese Stadt zu besuchen)⁶, aber er nimmt die Einladung zur Tukan-Lesung in München an. Als er die erste Zeile des ersten Gedichtes des neuen Bandes rezitiert: «Funkelnd ging mein Schmerz am Himmel auf», seufzt eine Stimme «schön». Es war nicht ironisch gemeint. Mir klang das Prädikat wie ein Todesurteil in den Ohren» (147).

Damit könnte das ganze Buch enden, aber es ist nur das Ende des drittletzten Kapitels. Denn wir wollen wissen, was aus dem Helden nach seiner literarischen Entsagung geworden ist. In *Rückkehr. Eine biographische Phantasie* stellt sich der Verfasser des diesmal fiktiven Tagebuches als Schriftsteller dar, der die Schullaufbahn aufgab, um endlich das Buch seines Lebens zu schreiben. Aber da die Arbeit am Roman stockt, ist er bereit, einem Anruf des Klostersgymnasiums Folge zu leisten und für einen erkrankten Lateinlehrer einzuspringen, zumal er früher dort selber unterrichtet und sein Sohn dort vor längerem sein Abitur abgelegt zu haben scheint. Merkwürdigerweise scheinen ihn die Schüler gleich zu kennen. «Sollte das Fernsehporträt von mir, das neulich (oder doch schon vor mehreren Jahren?) ausgestrahlt wurde, meinen Bekanntheitsgrad dermaßen erhöht haben?» (149). Er unterrichtet Ovids *Metamorphosen*, denn «um Verwandlung geht es ja auch bei diesen Jugendlichen» (150), und das Erfolgsgeheimnis des Lehrers bestehe darin, «mit den Jugendlichen gemeinsame Sache gegen die Welt der Erwachsenen zu machen» (152).

⁶ Siehe sein Werk: *Albergo Sole. Erinnerung an dreißig römische Lieblingsorte*, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 2017.

Um vier Themen kreist nun das Tagebuch: Erstens will der Erzähler wissen, wen er eigentlich vertritt. Die Schüler lachen und nennen seinen eigenen Namen, unter dessen Gewöhnlichkeit er schon immer gelitten hatte und die er dadurch überwinden wollte, dass er ein weltbekannter Schriftsteller werden würde. Aber es wird ihm geradezu unheimlich, als er die Adresse des Vorgängers herausfindet und entdeckt, sie falle mit der eigenen zusammen. Seine Frau hält es für einen Witz, als er sie mit der Anordnung anruft, herauszufinden, ob im Haus ein Namensvetter wohne. Zweitens kehrt der Erzähler in freien Stunden zu seinem Roman zurück, um den Faden wieder aufzunehmen. «Da war gar kein Faden. Vielmehr: Es sind ihrer viel zu viele. Das ganze Manuskript besteht aus nichts als Fäden, die sich ineinander verknäueln haben» (153). Das ist offenbar ein Kontrastprogramm zu dem in der Schule unterrichteten Buch, in dem sich die Fäden durchaus zu einem großartigen Gewebe ordnen⁷. Doch im Unterricht behandelt der Held drittens eine andere, auf direktere Weise metapoetische Geschichte der *Metamorphosen*, die Orpheus-Episode. In einer eigenwilligen Uminterpretation erklärt der Lehrer, nicht Eurydike sei Orpheus gefolgt, sondern nur seine Erinnerung an sie. «Orpheus hat als Dichter versagt, nicht als Liebender. Ovid erzählt nicht die Geschichte von der allesbezwingenden Kunst, sondern von ihrer Unzulänglichkeit» (155). Liest der Lehrer sein eigenes Scheitern als Romancier in das Epos hinein – oder las er es vorher hinein, da er uns bekennt, diese Interpretation stamme aus früheren Aufzeichnungen? Wie auch immer interpretiert, die Episode verfängt bei den Schülern nicht mehr: «Der Tod tangiert ihr Lebensgefühl nicht, die Liebe hat jeden Schrecken für sie verloren, und nichts ist ihnen fremder als eine Kunst, die nichts im Sinn hat als sich selbst» (156). Vielleicht weil die Zehntklässler nicht wie erwünscht auf Ovid anspringen, ersetzt der Erzähler viertens in seiner siebten Klasse den Latein-Unterricht durch den einer eigenen Sprache, die sein Sohn mit elf Jahren erfand, Zorones, abgeleitet von dem zoronischen Wort für 'Drachen'. «Ich will meine Siebte zum Drachenfliegen einladen» (159). Doch als er nach einiger Zeit zu dem empörten Direktor gerufen wird, der von besorgten Eltern über die neue Sprache informiert worden ist, verlangt er nur, in das zoronische Generalkonsulat gebracht zu werden. Er landet in der Psychiatrischen Universitätsklinik, wo er mit Zoronisch allerdings nicht durchkommt. Immerhin kann ihm mit Medikamenten geholfen werden, doch seine Schüler sieht er nie wieder,

⁷ Zur metapoetischen Bedeutung des Ariadnefadens siehe Vittorio Hösle, *Ovids Enzyklopädie des Eros*, Winter, Heidelberg 2020, S. 149 ff.

und sein Roman hat sich als Hirngespinnst erwiesen, ganz anders als Schirndings meisterhafter Text.

Subtil ist die Geschichte, weil sie eine alternative Autobiographie andeutet – wie die erste Geschichte eine alternative Welt *ohne* die eigene Biographie, wenn nämlich der Vater der Mutter nie begegnet wäre. Es ist die fiktive Autobiographie eines Mannes, der wie Schirnding zwischen Lehrerberuf und literarischer Arbeit schwankt, aber jenen letztlich nur als notdürftigen Ersatz ansieht und sich einbildet, das Verfassen des großen Romanes sei seine eigentliche Bestimmung. Er verdrängt daher seine eigentliche Existenz und bildet sich ein, der eigene Stellvertreter zu sein, der nur während einer Stagnation seiner literarischen Arbeit zum lästigen Brotberuf zurückkehre. Kehrseite dieser Einstellung ist, dass er in beiden Tätigkeiten scheitert – ohnehin in seinem Roman, aber eben auch als Lehrer. Nicht nur ist der geplante Roman nur ein Zerrspiegel der *Metamorphosen*, er kann auch Ovid nicht mehr objektiv unterrichten, und bald auch nicht mehr die Kultursprache Latein. «Zoronisch» ist Ausdruck der Flucht in eine Fast-Privatsprache, die allerdings in ihrer Selbstgesetzlichkeit und in ihrem ikarischen Höhenflug an die poetische Sprache erinnert. Aber diese vermeidet nur dann den Wahnsinn, wenn sie in die reale Welt integriert wird – so wie Schirndings literarisches Schaffen in einen von Verantwortung für die Schüler getragenen Lehrerberuf. Man kann sich vorstellen, Schirnding hätte wie der Held dieser Phantasie geendet, hätte er das Stipendium an der Villa Massimo angenommen.

Auch die letzte Geschichte ist, wie schon anfangs erklärt, fiktiv – aber anders als die vorletzte wird sie nicht ausdrücklich als Phantasie bezeichnet. Dass sie das ist, ergibt sich dem aufmerksamen Leser jedoch schon aus dem ersten Absatz. «Wie alt bin ich? Schwer zu sagen. Einigen wir uns auf fünfzehn, auf Wachstum und Jugendschwermut». Bei einem Spaziergang im Schloßgarten zeigt der Vater dem Erzähler das Wurzelholz eines Stammes und verrät ihm, er habe dort einen Schatz von Zwanzig-Mark-Goldstücken mit Wilhelm II. vorne drauf und dem Reichsadler hinten begraben. «Der Krieg geht spätestens nächstes Jahr zu Ende, und wir müssen damit rechnen, dass die Russen kommen» (163). Hier schon begreift, wer selber *rechnen* kann, dass die Geschichte keinen dokumentarisch-autobiographischen Wert haben kann. Denn der Autor ist 1935 geboren, wurde also erst 1950 fünfzehn, die Geschichte spielt aber vor Weltkriegsende. Im Grunde deutet schon das 'Einigen wir uns' die Fiktionalität an. Auch dass vom Vater gesagt wird, er sei noch als Achtzigjähriger, also zwanzig bis dreißig Jahre nach dem berichteten Vorfall, sehr rüstig gewesen, läßt es als höchst unwahrscheinlich erscheinen, er

habe sich nach Kriegsende nicht um die Hebung des Schatzes bemüht – Zeit genug hätte er gehabt. Kurz, gleich zu Beginn gibt der Autor augenzwinkernd zu verstehen, wir sollten die Geschichte ja nicht wörtlich nehmen.

Gleichzeitig tut der zweite Absatz alles, um das Leben des Erzählers in den Strom der realen Weltgeschichte einzubetten, wobei witzigerweise reale Ereignisse auf dem Theater die Klammer bilden zwischen der dargestellten Fiktion und dem Weltgeschehen und in vertrauter Weise der jugendliche Größenwahn ironisiert wird: «Im Stadttheater spielte man *Des Teufels General*. Man stand und klatschte noch, als der eiserne Vorhang sich senkte. Mao und ich schrieben Gedichte [...]. Ich machte mein Abitur, Stalin starb, Pius der Zwölfte starb, Adenauer starb nicht» (164). Auch die Eltern des Erzählers sterben, und sein Kind wächst heran: Teils will es hoch hinaus auf die Bäume klettern, teils zum glühenden Innern der Erde vorstoßen, und sein Graben von Löchern in der Erde löst plötzlich die Erinnerung an des Vaters einstige Tat aus.

Der dritte Absatz schildert einen Traum, der in der Regensburger Wohnung lokalisiert ist – nur die Geschwister sind am Esstisch versammelt, nicht mehr die Eltern. «Aber damit scheinen wir uns abgefunden zu haben, lange schon» (165). Offenbar ist das der generationelle Zwischenzustand zwischen dem Tode der Eltern und der Heraufkunft der neuen Generation. Im vierten Absatz graben Vater und Kind zusammen. Sie stoßen auch auf Widerstand, aber es ist nicht die Kasette, «sondern einmal nichts als von Wurzeln durchzogene Undurchdringlichkeit», einmal eine verrostete Zange. Der Verdacht steigt auf, der Baum, unter den der Vater den Schatz vergraben hatte, sei inzwischen gefällt oder vom Sturme umgestürzt worden, doch auch der Baumstümpfe sind zu viele, um den fraglichen zu identifizieren. Im fünften Absatz wird ein Metalldetektor eingesetzt, aber er bringt nur ein Eisenrohr zum Vorschein, durch das früher das Wasser aus dem Quellweiher in Garten und Haus gepumpt wurde. Im sechsten und letzten Absatz erklärt der Erzähler schließlich, je weiter er von zu Hause entfernt sei, desto klarer sehe er das Rechteck vor sich, das den Schatz eingrenze. Aber auf der Rückreise verschwimme das Bild und löse sich in nichts auf, wenn er den Garten wieder betrete. Daher breche er gleich wieder auf, und schon steige die Zuversicht, er könne sich seines Schatzes endlich bemächtigen. «Ich darf nur nicht den Fehler machen, noch einmal heimzukehren» (167).

Die Geschichte erinnert ein wenig an eine der chassidischen Erzählungen Martin Bubers. Der Rabbiner Eisik, Sohn von Jekel, aus Krakau wird von dem Traum verfolgt, nach Prag zu reisen, wo er unter der Hauptbrücke einen großen Schatz finden werde. Aber

als er dort ankommt, ist die Brücke immer bewacht. Sein auffälliges Verhalten provoziert die Frage des Hauptmanns, was er denn wolle. Er berichtet von seinem Traum und wird nur verlacht. Er selber, entgegnet der Hauptmann, werde von einem Traume gepeinigt, er solle nach Krakau gehen, um unter dem Ofen eines Rabbiners namens Eisik, Sohn von Jekel, einen Schatz zu finden, aber er sei nicht töricht genug, um seinem Traume zu folgen. Der Rabbiner dankt, kehrt zurück und findet bei sich den Schatz⁸. Den Schatz kann man in beiden Geschichten nur finden, wenn man sich von ihm entfernt. Aber der Unterschied ist offenkundig: Rabbi Eisik kann schließlich den Schatz in Besitz nehmen – der Erzähler von *Der Schatz* nicht.

Offenbar ist sein Schatz nichts Physisches. Das Gold ist etwas Ideelles, das gerade nicht in direkter Intention erworben werden kann. Es fällt einem zu, wenn man ihm nicht auf die Haut rückt. Die Anspielung auf den Quellweiher, der Wasser ins Schloss pumpt, ist deutlich genug – der gebildete Leser, und für solche schreibt Schirnding, denkt an Hippokrene, die Apollo und den Musen heilige Quelle. Das Himmelstürmende des Kindes erinnert an Euphorion in Goethes *Faust II*, der Sinnbild der Poesie ist. Aber warum der Vater, warum die Szene mit den Geschwistern? Weil Poesie nicht künstlich erzeugt werden kann wie Zorisch oder Esperanto, sondern sich langsam aus einem lebendigen Traditionszusammenhang ergibt. Gewiss schwingt bei der Geschichte ein aristokratisches Familienbewusstsein mit, das Schirnding auch in der Gedichtsammlung *Übergabe* artikuliert⁹. Aber ihre eigentliche Bedeutung ist metapoetischer Art und bildet ein Gegengewicht zur Selbstzerstörung der Dichtung in der vorangehenden Phantasie. Beide Kapitel zusammen bilden ein Ganzes und bieten das erst verfehlt, dann erreichte Idealbild einer im Leben gegründeten Dichtung. Die höchst kunstvolle Faktur dieser beiden Geschichten, die an die Erzählungen der Romantiker anknüpft, zeigt, dass Schirnding nicht wirklich die Literatur aufgegeben hat, als er die eigene spätromantische Lyrik nicht mehr weiterführen wollte. Er hat nur die Sparte gewechselt, nachdem er sein Leben in einem Brotberuf verankert hatte, der ihm erlaubte, die besten Traditionen des Abendlandes an die jüngere Generation weiterzugeben.

Jugend, gestern ist nicht nur ein Werk der Entsagung. Es ist auch ein Werk der Weisheit, der Heiterkeit und der späten Erfüllung. Die Jugend morgen wird glücklicher werden, wenn sie es nicht vergisst.

8 Martin Buber, *Die Chassidischen Bücher*, Hegner, Hellerau 1928, S. 532 ff.

9 *Übergabe. Achtzig Gedichte*, Langewiesche-Brandt, Ebenhausen 2005.